

Recensionen und Referate.

An der Wende des Jahrhunderts. Versuch einer Culturphilosophie.

Von Ludw. Stein. Freiburg i. B., Mohr. 1899.

Der Verfasser weiss sich als Philosoph verpflichtet, die geistige Bilanz der Vergangenheit zu ziehen und das Culturbudget der nächsten Zukunft aufzustellen. Die Jahrhundertwende bietet ihm den Anlass und den Standpunkt hiezu: so ergeben sich die 20 Abhandlungen, aus denen sich der dargebotene »Versuch einer Culturphilosophie« aufbaut.

Die Anstrengungen, welche seit Thales um eine metaphysische Welterklärung gemacht wurden, sind dem Urtheil St.'s zufolge erfolglos geblieben. *Ignoramus* sei das reale Ergebniss. Dagegen will St. der Metaphysik nicht alle Aussicht auf künftige Erfolge absprechen. Aber für jetzt fehlen uns noch die ausreichenden Erkenntnissmittel.

Auch hieraus erklärt sich, warum St. das Hauptgewicht auf die praktische Seite der Philosophie verlegt, auf die Culturphilosophie, auf die Ermittlung des „menschlichen Lebenszweckes“:

„Ob das Universum aus Atomen, Energien oder Kraftcentren sich zusammensetzt, ob es einen und nur einen Weltzweck gibt, das mögen die neunmal weisen Metaphysiker untereinander ausmachen . . . wir bescheiden uns dabei, den menschlichen Lebenszweck auszumitteln (*homo homini deus*). Der Mensch ist und bleibt das interessanteste Untersuchungsobject des Menschen. Die Formen und Gesetze menschlichen Zusammenlebens und Zusammenwirkens, wie sie die Sociologie in ihrem Sein, die Socialphilosophie in ihrem Werden, die sociale Ethik in ihrem Sollen erfasst, das sind die Probleme, welche an der Wende des Jahrhunderts die jugendstarken Geister entzünden und zu energievoller Gedankenarbeit entflammen.“ (S. 44.)

Gleichwohl bleibt auch St. im Banne der Metaphysik, nicht blos indem er dem Pantheismus die höchste Wahrscheinlichkeit zuspricht, sondern auch darin, dass er die Natur trotz ihres aufsteigenden Entwicklungscharakters nicht als ein Reich der Zielstrebigkeit anerkennen will. „Denn Zwecke ohne ein Zweck setzendes Bewusstsein sind ein gedankliches Unding.“ (S. 17.) Darin geben wir ihm recht; allein darf man dabei Halt machen? Solche *Metaphysica* im positiven wie negativen Sinne finden sich noch viele: das Leben ist eben stärker als das abstracte System! Die Geschichte und ihre philosophische Begründung

hat nach St. den Vorzug vor der Naturwissenschaft, dass sie dem Menschen sagt, was er soll; die Natur sagt ihm höchstens, was er ist. Diese Imperative der Geschichte gelte es zu erfahren. (S. 16.)

Zu diesem Zweck führt St. den Nachweis, dass ein Gesetz der Continuität durch die Geistesgeschichte hindurchgehe. Das Mittelalter werde als Gegenbeweis angesehen; allein mit Unrecht. In interessanten Untersuchungen (Abhandlung III—VI) führt St. den geistigen Zusammenhang in der Culturentwicklung unserer Mittelmeerwelt durch — auf den drei gesonderten Wegen, die nach Paris, nach Konstantinopel und nach Bagdad führten, als den drei geistigen Centren, von denen die Impulse für die neuen Gedankenbildungen des Mittelalters ausgehen. (S. 66. 70.) Gemeinsam sei dem Mittelalter in allen seinen Religionsformen die ontologische Denkweise nach der Kategorie der starren Substantialität. „Was die Substanz oder Gott für das Universum, das sind die drei Testamente (Moses, Christus, Mohammed) für den Glauben, das sind endlich Platon und Aristoteles für das speculative Denken: das wandellos Beharrende, die starre Constanz.“ (S. 67.) „Das Denkmittel der Causalität, das Wesen des Werdens und der Veränderlichkeit, das Geheimniss der Succession und Entwicklung bleibt ihnen erschlossen, bis der Cusaner und die deutsche Mystik den verloren gegangenen Schlüssel (das heraklitische πάντα ῥεῖ) aus der Verborgenheit der Antike wieder aufschürfen.“ (S. 68.) Ontologismus und Actualismus sind die streitenden Gegensätze; aber der Ontologismus sei wohl endgiltig widerlegt. (S. 34.) Die Continuität fehlt auch der arabischen Religionsgeschichte nicht, wie das plötzliche Auftreten des Islam nahe legen könnte. (S. 68.) „Entwicklung ist das Grundprincip der Geistesgeschichte. Newton hat für immer gezeigt, dass nur eine Urkraft durch das Universum wirkt und diese Wirkungen überall nach den gleichen Gesetzen vollführt.“ Gesetz von der Erhaltung der Kraft! (S. 71.) Diese Continuität walte ebenso im Geistigen. „Es gibt unzweifelhaft einen Kampf ums Dasein der Ideen.“ (S. 72.)

Was im Naturbereiche die Causalität, das sei im Geistigen die Persönlichkeit: die höchste Kategorie. (S. 214.) Wir geben St. in diesem Grundsätze vollkommen recht: nur bleiben wir nicht bei dem Dualismus stehen. Causalität heisst: Alles Thatsächliche stammt aus Thätigkeit, in höchster Hinsicht aus wesenhafter selbstbestimmter (Geistes-) Thätigkeit (*actus prior potentia*). Die wesenhafte selbstbestimmte Thätigkeit ist der vollkommenste Selbstbesitz, also die absolute Persönlichkeit. Folglich ist die absolute Persönlichkeit die höchste Causalität.

Das Ziel der Culturgeschichte ist nach St. das Hinaufsteigen vom Herdenmenschen zur Persönlichkeit. (S. 221. 226.) Weder das Alterthum noch das Mittelalter kannte das Ideal der Persönlichkeit: nur die Philosophie der Alten erfasste und pflegte es. In Sokrates sei es zum

erstermal hervorgetreten; die Cyniker, die Epikureer, die Stoiker, die Skeptiker griffen es auf. Aber „die drei monotheistischen Religionen haben zum Glück das erhalten, was die antike Philosophie zerstört, zur Illusion zerrieben hatte: den Glauben an die Menschheit. Religionsstifter, Propheten und Apostel haben intuitiv dort das Richtige herausgeföhlt, wo der angekränkelte Intellect auf Irrwege gerathen war.“ (S. 223.) Obgleich erst die Renaissance das Ideal der Individualität und Persönlichkeit ergriff, ist die grosse Krankheit unserer Zeit die Ueberfülle an Individualitäten. „Die Krankheit der alten Welt wie auch des Mittelalters war sociale Anämie, Blutleere, d. h. Mangel an ausgebildeten Persönlichkeiten.“ S. 224. St. empfindet diese Gefahr sehr schwer, um so schwerer, weil die alten Autoritäten, Staat und Kirche, auch Wissenschaft und Kunst ihre geistige Macht verloren hätten. (S. 220.) Die Philosophie habe nunmehr mit vollem Pflichtgefühl an die Aufgabe heranzutreten. (S. 229.) St. ruft nach dem wahren Conservatismus. (S. 224.) „Soll es wirklich unser Schicksal sein, an diesem brudermörderischen Conflict elend zu grunde zu gehen? Soll die kaukasische Rasse, nachdem sie in ihrer aus Individualitäten erwachsenen Hoheultur augenblicklich die Führung des gesammten Menschengeschlechts unbestritten an sich gerissen hat — man werfe nur einen Blick auf Ostasien — an innerer Verblutung dahinsiechen, um ihre Weltherrschaft den social homogeneren, beruhigteren, geschlosseneren gelben oder schwarzen Rassen abzutreten? Dann freilich hätte Schopenhauer recht.“ (S. 227.)

„Was uns heute die Weltherrschaft sichert, das ist unser Zusammenhalt. Darin allein liegt das Geheimniss unserer Autorität. Autorität ist eben nichts anderes als organisirte Macht. Würde man dem anarchistischen Individualismus nur eine kurze Weile freien Spielraum gewähren, so wäre die Auflösung dieses Machtcentrums die nächste Folge. Dann aber würde die gelbe Hochfluth unweigerlich über uns hereinbrechen.“ (S. 228.) St. weiss sehr wohl, dass die geistige, sittliche und religiöse Lebensauffassung dabei entscheidend ist: die praktische Stellung zu den Idealen. Er sucht ja deshalb den Lebenszweck des Menschen zu ergründen. (Abth. XII.) Um so mehr wundert es mich, dass er das Christenthum und die Kirche nicht als die rettende Macht anruft. Von der Religion des alten und des neuen Bundes ging ja, wie er selber gesteht, die Wahrung der menschlichen Gemeinschaftsidee aus, und — wir wollen es gleich hinzufügen — auch das Ideal der Persönlichkeit, der unendliche Werth jeder Menschenseele. Wenn St. etwa dasselbe Uebermaas von Individualismus im Protestantismus finden wollte und darum vom Christenthum keine Rettung für die gefährdete, autoritätsbedürftige Gesellschaft hoffen könnte, warum übersieht er die katholische Kirche, welche doch gewiss mit höchster Energie das autoritative Christenthum vertritt?

Es ist zwar ein dogmatisches Postulat, wenn St. dem Schopenhauer'schen Pessimismus den fortschrittsfreudigen Optimismus gegenüberstellt, aber es ist ein gesundes Postulat, und die geistige Gesundheit eines Ideals darf als Ersatz für die metaphysische Begründung gelten — wenigstens vorläufig. Wie ist der Zweck und Sinn des Menschenlebens zu bestimmen? „Waram sollen wir sittlich sein?“ (S. 235.) „Was heisst ›Sollen‹? Kant hat das ›Sollen‹ in den Mittelpunkt der Ethik gestellt, ohne es ausreichend zu begründen.“

St. meint mit Stock, das wir nur das Selbstgewollte sollen können; mit Simmel hält er an dem kategorischen Imperativ als dem Denkmodus des Sittlichen fest, fügt aber als inhaltlich entscheidenden Grund hinzu: „Wir sollen sittlich sein, weil wir durch unsere menschliche Stammesnatur gedrängt, nothwendig glücklich sein wollen.“ (S. 237.) Das Collectivglück der Gesammtheit ist der oberste Lebenszweck. „Wir wollen leben.“ Was heisst aber Leben? Was heisst menschliches Leben im Unterschied vom thierischen? Nicht Wille zur Macht, wie Nietzsche, sondern Wille zur Erkenntniss. (Stock.)“ (S. 238.) — So rächt sich die Metaphysik an ihrem Gegner Stein.

Das Wissen ist das Mittel, um die Eigenpersönlichkeit zu überwinden. Die Schule des Wissens macht das Urtheil unpersönlicher, objectiver. Es erhebt über die naive Subjectivität — formell. Sachlich durchschaut der Wissende „die Unzulänglichkeit des Individuellen und erhebt sich aus dieser Erkenntniss heraus zum Universellen . . . zum Gemeinschaftsbewusstsein, welches das Sittliche als Pflicht und als unendliche Aufgabe erfasst. Wem nun die Selbstbehauptung Selbstzweck ist und bleibt, dem ist ethisch nicht beizukommen; er ist culturlich zurückgeblieben, moralisch degenerirt — ein sittlicher Krüppel.“ (S. 239.) Ist damit nicht die Persönlichkeit dem Ganzen zum Opfer gebracht? Worin besteht der Fortschritt über das Staatsideal der Alten, über das Kirchenideal des Mittelalters? Hat das Gesamtwohl einen unendlich, unbedingt verpflichtenden Werth, wenn die Personen, aus denen er sich zusammensetzt, nur flüchtige Erscheinungen, nicht dauernder Selbstzweck sind?

Die Verbindung des Kantischen Criticismus mit dem Evolutionsprincip Darwin's hilft über den Mangel eines in sich werthvollen Lebenszweckes nicht hinaus. Die „Oekonomik“ der irdisch-zeitlichen Güter genügt für den wahrhaft sittlichen Lebensinhalt nicht, nach dem die Menschheit verlangt. (XIII: Darwinistische und socialistische Ethik.) Das Gute ist um seiner selbst willen zu erstreben, blos weil es gut ist. (S. 221.) Das Werkzeug und seine Erfindung ist ein werthvoller Beweis des Geistes, wie ich auch ausgeführt habe. (Gott und Geist, II, 530—541.) Allein ohne Vernunft wäre der Mensch so wenig zum Werkzeug wie zur

Sprache gekommen. Weil der Mensch die ursächliche Bedeutung der Naturdinge bemerkte, benützte er sie und verwerthete er sie als Werkzeug. Es muss deutlich gesagt werden: die Erkenntniss der Ursache ist nicht die Folge der Werkzeuge, sondern deren Ursprung. Natürlich diente die Technik wie die Sprache zur deutlicheren Herausarbeitung des Ursachenbegriffs. Dies zu S. 250.

In XIV, „Naturgesetz und Sittengesetz“ spricht St. mit Nachdruck aus: „Nachdem wir uns an den Thatsachen gesättigt, übersättigt haben, dürstet uns wieder einmal nach Ursachen . . . Der bestirnte Himmel, das Symbol des Naturgesetzes, ist uns in den Hauptzügen bekannt, weil in mathematische Formeln gefasst. Aber unsere Innenwelt ist uns nach wie vor das grösste aller Räthsel. Hier versagen unsere Instrumente!“ (S. 256.) Man fordert eine hinreichende Erklärung und Zielbestimmung für den inneren Menschen, für die sittliche Persönlichkeit. St. verweist wohl auf die Welt der Ursachen: aber der Weg zu ihr heisst Metaphysik oder vielmehr Religion. Ohne Gott als Lebensinhalt des persönlichen Einzelmenschen wie der Gesammtheit bleibt auch St.'s Grundformel für das Fundament aller Moral kraftlos: „Handle so, dass du in jeder deiner Handlungen nicht bloß dein eigenes, sondern zugleich das Leben deiner Mitmenschen bejahst, insbesondere aber das der künftigen Geschlechter sicherst und hebst!“ (S. 268.) Man müsste dem Menschen verbieten, weiter darüber nachzudenken, warum er — um fremder Glückseligkeit willen — die eigene zurückstellen und das als eigene Vervollkommnung betrachten solle. (S. 260.) Warum, wenn sie mit dem Körper vergeht? Was ist vergehende Vollkommenheit? Jedenfalls kein unbedingt werthvoller und verpflichtender Lebenszweck. Das Sittengesetz ist wohl das Grundgesetz der sittlichen Energie. Allein die sittliche Energie muss wachsen zur Verewigung eines vollendeten Geisteslebens. (vgl. Gott und Geist, II, 643—651.)

So werthvoll die Anregungen sind, die St. in XV der experimentellen Pädagogik gibt, so kann ich ihm doch nicht beistimmen, wenn er der Vererbung und Anpassung der Gehirnleitungsbahnen den eigentlichen Erfolg und Vermittler der fortschreitenden Geistescultur und Erhöhung des Typus Mensch sehen will. Wir begegnen zwar immer wieder dahin gehenden Versicherungen: allein die eigentlich geistige Vervollkommnung ist mehr als naturhafte Verbesserung des Organs: es ist dabei die verständnissvolle Einsicht in den Grund und Zweck, warum wir im Denken und Wollen unser Verhalten den früheren gegenüber verbessert haben und vervollkommen müssen.

Mit Kraft und Wärme zeigt St. die grosse Gefahr, welche der europäischen Cultur von der Gedanken- und Gefühlsanarchie, von dem wilden Individualismus her droht. Um so unbegreiflicher ist es, wenn er die

Gefahr dadurch beschwichtigen will, dass er unbedingte Trennung der zwei Gegner, Verstand und Gefühl, Logik und Mystik, Wissenschaft und Religion, fordert. Das Heil liegt in der richtigen Wechseldurchdringung beider: wie kann man den Menschen heilen, indem man ihn halbirt?

Es ist ein hoher Gedanke, wenn St. den Messianismus der biblischen Offenbarung als den unerschöpflichen Jungbrunnen der optimistischen Culturarbeit und Fortschrittsfreude hervorhebt und trotz der kriegerischen Gegenwart nicht daran verzweifelt, dass der Weltfriede und allgemeine Geistesbildung die Frucht des fortgesetzten Culturestrebens sei. Wir stimmen ihm darin vollkommen bei: es ist ja das Ideal der Propheten, die Aufgabe des Christenthums, der Sieg des Gottesreiches!

Würzburg.

Dr. Herman Schell.

Philosophia moralis in usum scholarum. Auct. V. Cathrein
S. I. Ed. 3. Friburgi Br., Herder 1890. *M.* 4.

Vorstehendes Werk, ein Theil des von der deutschen Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu herausgegebenen *Cursus philosophicus*, erscheint bereits in dritter Auflage. Die früheren Auflagen waren 1893 und 1895 erschienen. Dieser Umstand allein spricht schon zur Genüge für den Werth und die Beliebtheit des für den Unterricht bestimmten lateinischen Handbuchs. Freilich ist der durch seine moralphilosophischen Schriften weithin bekannte Verfasser wie wenige geeignet, als zuverlässiger Lehrer und Führer auf dem Gebiete der heute so viel besprochenen socialen Fragen zu dienen. Ein Blick in das Buch genügt, um uns von der Klarheit der Ideen und von der Kraft der Beweisführung zu überzeugen. Wenn auch in dieser dritten Auflage die Zahl und der Inhalt der Thesen gegenüber den früheren Auflagen nicht geändert wurde, und auch die Seitenzahl keinen wesentlichen Zuwachs erhielt (465 gegen 451), so bemerkt man doch überall die Hand des Vf.'s bald in der klarern Ausdrucksweise, bald in der Erweiterung der Beweismomente; er selbst hat in dem Vorwort die Nummern angegeben, in welchen solche Zusätze sich finden.

Wie in den früheren Auflagen (welche im Philos. Jahrb. 1896 S. 330 bereits ausführlich besprochen wurden) behandelt Verfasser auch in der neuen im ersten Theil, der *Philosophia moralis generalis*, zunächst die Grundlage der ganzen Moralphilosophie, nämlich den Endzweck des Menschen, den objectiven (Gottes Ehre), sowie den subjectiven (unsere Glückseligkeit); dann die Mittel, durch welche wir unser Endziel erreichen müssen, d. h. die Willensacte nach ihrer physischen und moralischen Seite betrachtet. Daran schliesst sich naturgemäss die Unterscheidung zwischen Gut und Bö, sowie die Untersuchung über die Norm des sittlich Guten

und Bösen. Vf. unterscheidet eine doppelte objective Norm: die nächste und die letzte; als jene bezeichnet er mit Recht die vernünftige Natur des Menschen nach allen ihren Theilen und Beziehungen betrachtet; als letzte Norm erscheint ihm die Wesenheit Gottes selbst. Damit fallen alle falschen Moralprincipien: der Hedonismus, der Utilitarismus, der Kant'sche kategorische Imperativ, auch der göttliche Wille, insofern er als letzte Norm aufgefasst wird. — Diese Abhandlung erscheint uns als eine der wichtigsten und best begründeten des ganzen Buches. Es fließt daraus naturgemäss die Besprechung der Tugenden und der Laster.

Nicht weniger wichtig ist das folgende Kapitel über Existenz, Begründung, verpflichtende Kraft, Eigenschaften und Inhalt des sittlichen Naturgesetzes, sowie des darauf sich gründenden positiven Gesetzes. Es folgt die Abhandlung über das Gewissen und das Recht im allgemeinen in seiner Grundlage und Beziehung zum natürlichen Sittengesetz, von welchem die Anhänger von Hobbes und Rousseau, die Positivisten und nach Kant die „historische Schule“, sowie die modernen „Nationalisten“ es losreißen wollen.

Im zweiten Theil, der *Ethica specialis*, behandelt Vf. im ersten Buch die Rechte und die Pflichten des einzelnen Menschen gegen Gott, gegen sich selbst und gegen die Mitmenschen. Hier nimmt die wichtige Frage nach dem Ursprung, der Grundlage und den Titeln des Eigenthumsrechtes mit Recht einen hervorragenden Platz ein, und werden die socialistischen Systeme der verschiedensten Richtungen in ihrer Grundlage und ihren Folgen betrachtet und verurtheilt. — Das zweite Buch untersucht die Rechte und Pflichten, welche aus der Gemeinschaft der Ehe, der Familie und des Staates den Gliedern derselben erwachsen.

Es würde uns selbstverständlich zu weit führen, den reichen Inhalt der einzelnen Kapitel anzugeben, wir fügen nur bei, dass alle die wichtigeren Fragen, welche das Leben des Einzelnen beherrschen, und die heute wieder die Gemüther erregen: die Heiligkeit der Ehe, die Grundlage, die Befugnisse der Staatsgewalt, Beziehung des Staates zu Kirche und Schule, seine Aufgabe bezüglich der Lösung der socialen Fragen, die verschiedenen Staatsformen, internationalen Beziehungen, das Princip der Nationalität — eingehend besprochen und auf Grund der entwickelten Principien klar gelöst werden.

Sollten mir einige Vorschläge erlaubt sein, so würde ich wieder auf die Ausstellungen des Herrn Recensenten der 1. und 2. Auflage zurückgreifen bezüglich der These X: „Moralitas consistit in actus dependentia a voluntate libere operante et ratione advertente ad regulam morum.“ Zunächst würde ich diese These erst nach Feststellung der objectiven Norm der Sittlichkeit behandelt haben, da sie ja die *regula morum* schon voraussetzt. Dann scheint mir die These mehr die *causa efficiens* oder

die *essentia physica* des sittlichen Actes auszudrücken, als die *causa formalis* d. h. die *essentia metaphysica*. Auch Catbrein stimmt ja dem Grundsatz zu: „Actus specificatur (d. h. formam suam specificam ratione moralitatis accipit) per obiectum“ (cfr. th. XV); der Willensact erhält also seinen sittlichen Werth wesentlich durch seinen Gegenstand d. h. durch dessen Beziehungen zu der vernünftigen Natur des Menschen. Freilich unterstellt der sittliche Act die freie Entschliessung auf Grund vorhergehender Ueberlegung als nothwendige Bedingung und Ursache seiner Existenz. Durch die Unterscheidung zwischen physischer und metaphysischer Wesenheit des moralischen Actes hätte der Auctor, wie ich glaube, die scheinbar abweichenden Definitionen anderer Auctoren z. B. die Stöckl's in dessen vorzüglicher Moralphilosophie (Lehrbuch III § 22) mit der seinigen leicht in Einklang bringen können, indem er von der physischen, jene von der metaphysischen Essenz des sittlichen Actes sprechen. Vf. hat diese Unterscheidung mit Glück bei anderer Gelegenheit (p. 26 und 309) angewandt und so verschiedene Ansichten vereinigt.

Mir schiene es endlich besser, nach der *norma obiectivâ* sofort die *norma subiectivâ* d. h. das Gewissen zu behandeln, da beide Regeln zusammen gehören und das Gewissen (wenigstens das *antecedens*) dem freien d. h. dem sittlichen Acte vorausgehen muss; dann versteht man besser die Ausführungen über sittlichen Act, Tugend, Sünde, Laster usw.

Indessen es mag sein, dass Vf. andere Gründe zu dieser Anordnung des Stoffes hatte.

Wie der Leser sieht, sind obige Bemerkungen rein methodischer Natur, und falls sie auch berechtigt sein sollten, thun sie dem Inhalt und Werth des Buches keinen Abbruch. Ich kann nur dem Wunsche des Herrn Recensenten der frühern Auflagen beistimmen, dass eine solche Moralphilosophie, wie die vorliegende, an allen unsern Universitäten vortragen werden möge, um „einen Umschwung der öffentlichen Meinung, eine rückläufige Bewegung der so tiefgehenden socialistischen Strömung“ zu bewirken.

Trier.

Dr. Chr. Willems.

Weshalb das Problem der Willensfreiheit nicht zu lösen ist? Von

Anton Ölzelt - Nevin. Leipzig und Wien, Deuticke. 1900.

Der Begriff der Ursache und die Giltigkeit des Causalitätsprincips sind nach dem Vf. bei der Entscheidung über das Problem der Willensfreiheit maasgebend.

„Die Einfachheit des Problems leidet besonders durch Unklarheiten in der Bestimmung des Begriffes der Ursache. Wer aber unter Ursache nothwendiges Antecedens verstehen will, ist aller Schwierigkeit überhoben. Ursache ist ein Complex von Thatsachen, der keinen Augenblick bestehen kann, ohne

dass die Wirkung erfolge. Da nun keine Theilursache als gleichgiltig zu erachten ist, so kann von Ursache niemals gesprochen werden, wie viele Factoren, wie Disposition, Inclination, intra- oder extrasubjective Nöthigung auch immer bestehen mögen, wenn diese nicht den Complex voll machen, in dem keinerlei Moment der Freiheit Platz hat: Wer an das Causalgesetz glaubt, kann kein Indeterminist sein. Ebenso wird ein einziges solches Moment zur Behauptung des absoluten Indeterminismus gehören. Die Grenze ist völlig klar bestimmt. . . . Das Kriterium liegt also in der Vollzähligkeit der Theilursachen und der durch sie bedingten Nothwendigkeit“

Es gibt nun für die Allgemeingiltigkeit des Causalgesetzes mancherlei Beweise, die aber alle nicht zwingend sind.

„Das Causalgesetz kann evident sein mit Gewissheit oder mit Wahrscheinlichkeit, und zwar 1. mit unmittelbarer oder mittelbarer Gewissheit, 2. mit unmittelbarer oder mittelbarer Wahrscheinlichkeit“

Eine eingehende Kritik derselben zeigt, dass sie nicht darthun, was sie sollen:

„Die Beweise haben sich bezogen, I. auf die Unverträglichkeit (»Undenkbarkeit«) in der gegentheiligen Annahme, II. auf die dispositionellen Factoren (»Apriorität«), III. auf die Identificirung der Begriffe Grund und Ursache, IV. auf die Zurückführbarkeit der Causalität auf die Identität“

In der Beurtheilung dieser Beweise für das Causalitätsprincip können wir vielfach dem Vf. beistimmen, ja wir können sie alle mit ihm aufgeben, müssen dann aber erklären, dass er den eigentlichen stichhaltigen Beweis übergangen hat, nämlich die Zurückführung des Causalitätsprincips auf den Satz vom hinreichenden Grund. Indes scheint er unter der »Identificirung der Begriffe von Grund und Ursache« die Zurückführung zu verstehen. Denn er sagt:

„Wenn man zum Zwecke dieses Beweises behauptet, Alles habe einen Grund, so wird hier unter Grund auch Ursache verstanden — dann ist schon behauptet worden, was zu beweisen ist — oder es ist erst zu zeigen, dass der Satz: jedes Geschehene hatte eine Ursache, ein specieller Fall oder identisch sei mit der Behauptung, dass jedes nicht unmittelbar evidente Urtheil Prämissen voraussetze, um ein richtiger Schluss zu sein. Wäre das der Fall, so würde, wenn etwas ohne Ursache geschähe, ohne Grund geurtheilt werden. Aber an jedem Beispiele ist der Werth dieser Behauptung klar zu machen“

Das Causalitätsprincip ist ein specieller Fall des Satzes vom Grunde, was keines Beweises bedarf, da die Ursache den Grund einer anfangenden Existenz bezeichnet, während es auch einen Grund für das Denken (Erkenntnissgrund), für das Sein selbst, für die Möglichkeit gibt. Den Erkenntnissgrund verwechselt der Vf. mit dem Realgrund, wenn er den Satz vom Grunde auf Prämissen und Schlüsse einschränkt. Aber auch in dieser Fassung ist der Satz vom hinreichenden Grunde unmittelbar evident und absolut giltig; er braucht nicht in jedem einzelnen Falle verificirt zu werden.

Dass das Freiheitsproblem hauptsächlich durch das Causalitätsgesetz erschwert werde, ist insofern wahr, als die Leugner der Freiheit sich auf einen verkehrt gefassten Begriff von der Ursache stützen, mit dem dann allerdings die Freiheit unverträglich ist. Die Ursache bezeichnet den adäquaten Grund eines neu eintretenden Ereignisses. Ein solches ist aber bei der freien Entscheidung in den Motiven und in der Willenskraft gegeben. Wenn man freilich mit dem Vf. allgemein behauptet: Ursache ist die Gesamtheit der Bedingungen, unter denen ein Ereigniss eintritt, dann ist Ursächlichkeit und Freiheit unvereinbar. Aber diese Ursächlichkeit kommt im Princip vom Grunde nicht vor.

Fulda.

Dr. C. Gutherlet.

Die Sternenwelten und ihre Bewohner. Ein populär wissenschaftlicher Versuch über die Bewohnbarkeit der Himmelskörper, nach dem neuesten Standpunkte der Wissenschaften. Von Dr. Jos. Pohle, o. ö. Prof. a. d. Univ. zu Breslau. Zweite, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 5 farb. Tafeln und 53 Abbildungen. Köln, J. P. Bachem. gr. 8. 462 S. *Nr.* 8.

Seitdem neben der „Himmels-Mechanik“ und der „rechnenden Astronomie“ infolge der Fortschritte auf dem Gebiete der Spectralanalyse, der Photometrie und der Photographie die „Astrophysik“ entstanden ist, und seitdem wir durch die verbesserten optischen Hilfsmittel die Oberflächenbeschaffenheit auf mehreren Planeten unseres Sonnensystems haben genauer durchforschen können, ist auch das Problem „von der Bewohnbarkeit der Sternenwelten“ noch viel intensiver als früher von Philosophen, Theologen und auch Fach-Astronomen discutirt worden. Gibt es doch viele Gebildete, welche den Zweck und das Ziel der teleskopischen Untersuchung des Sternenhimmels nur in der Auffindung von Beweisen für das Vorhandensein von Organismen auf den verschiedenen Himmelskörpern suchen! Es kann daher nur mit Freuden begrüsst werden, dass das sehr verdienstvolle Buch des Herrn Prof. Dr. Pohle: „Die Sternenwelten und ihre Bewohner“ nunmehr in zweiter, gänzlich umgearbeiteter und vermehrter Auflage erschienen ist. Die erste, in zwei Theilen in den Jahren 1884 und 1885 als Vereinsschrift der „Görres-Gesellschaft“ erschienene Auflage umfasst 334, die zweite Auflage dagegen 462 Seiten. Dazu ist diese neue Auflage mit sehr schönen Illustrationen versehen. Pohle hat in seiner Arbeit alle neuesten Errungenschaften der Astronomie benützt. Das Buch bietet überhaupt eine „Populäre Astronomie“ im besten Sinne des Wortes.

Nach einer wunderschönen Schilderung einer Sternennacht als Einleitung behandelt Vf. im 1. Kapitel die Tragweite und den Stand der

Frage, die Bedeutung des Gegenstandes, die allgemeinen Bedenken gegen die Belebtheit der Welten, die allgemeinen Gründe zu Gunsten der Belebtheit der Himmelskörper und endlich die Darlegung des Fragepunktes. Prof. Pohle redet nicht der weitverbreiteten Ansicht das Wort, als ob im Weltall dem Leben überhaupt keine Schranken gesetzt wären, sei es nun zeitlich oder räumlich. „Wir gestehen gerne zu, dass weder alle Welten gegenwärtig bewohnt seien, noch dass die bewohnbaren es jederzeit gewesen.“ (S. 27.)

Im 2. Kapitel wird der Auctoritätsbeweis für die Belebtheit des Weltalls geführt. Schon bei dem uralten Culturvolk der Inder finden wir die Annahme der Bewohnbarkeit der Sternenwelten. „Sonne, Mond und unbekannte Sterne sollen nach der Weltansicht der Vedas für die Menschenseelen als Glücksplätze oder Straforte wohnlich eingerichtet sein.“ Der Glaube an die Metempsychose zwang die Inder zu solchen Annahmen. Beim Anbruch der neueren Zeit ist es namentlich der mit Recht als einer der grössten Männer gefeierte Cardinal Nikolaus von Cusa, der hundert Jahre vor Copernicus schon lehrte, dass die Erde als kleiner Planet um die Sonne sich bewegt, und der auch in seiner Schrift „De docta ignorantia“ die Belebtheit der Himmelskörper durch vernünftige Geschöpfe lehrte¹⁾.

Im 3. Kapitel stellt der Vf. die neuesten Forschungen über Wesen und Ursprung der Sternschnuppen, bezw. der Meteoriten in anziehender Weise dar. Von der neuesten eingehenden und wohl einwandfreien Classification der Meteoriten durch Dr. E. Weinschenk in München hat natürlich der Herr Vf. noch keine Kenntniss haben können, da die Untersuchungen Weinschenk's erst im 2. Hefte der „Sitzungsberichte der Münchener Akademie der Wissenschaften“ (mathemat.-physikal. Klasse) veröffentlicht sind. Aber Recensent möchte auf diese bedeutende Arbeit hingewiesen haben. Die Studien Weinschenk's werfen auch ein bedeutendes Licht auf die Entstehung der Meteoriten überhaupt. Die versteinerten Organismen von Hahn und das *Eozoon* gehören wohl jetzt nur mehr der Geschichte an²⁾.

¹⁾ Bei dieser Gelegenheit möchte ich aufmerksam machen auf eine äusserst interessante Arbeit des bekannten Mathematikers und Geophysikers Dr. S. Günther über „Nikolaus von Cusa in seinen Beziehungen zur mathematischen und physikalischen Geographie“, veröffentlicht in dem Supplement zum 44. Jahrgang der Zeitschrift für Mathematik und Physik. (S. 123–152.) In der neuesten Zeit sind es namentlich die Astronomen Flammarion, Proctor, P. A. Secchi und P. Braun, welche eine Belebtheit der Sternenwelten annehmen. Auch der Berliner Astronom Prof. Dr. Förster ist in einem auf der Naturforscherversammlung in München 1899 gehaltenen Vortrag für das Dasein von Lebewesen auf Himmelskörpern eingetreten. — ²⁾ Ueber das *Eozoon bavaricum* G ü m b e l's vgl. „Sitzungsberichte der k. b. Akad. d. Wissensch., mathem.-physikal. Kl.“ Bd. 29, S. 220 f.

Bei dem Kapitel über Spectralanalyse hätten die Arbeiten von Wiedemann über Fluorescenzspectra Erwähnung verdient. Aus diesen Untersuchungen von W. geht hervor, dass bei gewissen Luminescenzerscheinungen Intensität und Wellenlänge des ausgesandten Lichtes nicht mehr eine Function der Eigenschaften des Körpers wie Dichte, Druck und Temperatur allein sind, sondern dass sie auch abhängig werden von der Art der Erregung. Wie sich bei irdischen Lichtquellen herausstellt, dass in vielen Fällen ihre Lichtemission zum theil auf Luminescenz beruht, und nur in ganz wenigen Fällen eine reine Temperaturstrahlung vorhanden ist, so dürfte dieses auch für viele astrophysikalische Probleme der Fall sein. Die Untersuchungen W.'s sind für die Astrophysik um so bedeutungsvoller, als es ja höchst wahrscheinlich ist, dass z. B. unsere Sonne allein auch elektrodynamische Wellen aussenden muss. Es ist freilich hiefür ein experimenteller Beweis noch nicht erbracht. Aber viele periodische Erscheinungen weisen darauf hin.

Das 5. Kapitel ist der Astrophotographie gewidmet, wobei wieder alle Fortschritte berücksichtigt sind.

In dem 6. Kapitel über „die Physik der Sonne“ wären die neuen Sonnentheorien von P. Fenyi und Scheiner¹⁾ und die Theorie der Sonnenflecken von E. von Oppolzer²⁾ zu erwähnen gewesen.

Im 7. Kapitel erfahren wir die Resultate der modernen astronomischen Forschungen über Entfernung, Grösse, physikalische und chemische Constitution der Fixsterne; auch die Astrophotometrie und die „Astronomie des Unsichtbaren“, d. h. die Auffindung von Sternsystemen mit sehr nahestehenden Componenten auf spectrographischem Wege und die Untersuchungen über die veränderlichen Sterne werden ausführlich dargelegt. Für die Philosophie sehr interessant und wichtig sind die Ausführungen Pohle's über die Gestirne und die Weltgeschichte. Mit dem Resultat des Herrn Vf.'s, dass sowohl unsere Sonne als auch die Fixsterne zur Zeit wegen der dortselbst herrschenden überaus hohen Temperatur Organismen nicht beherbergen können, kann man nur einverstanden sein. Dagegen dürfen wir mit Pohle annehmen, dass in den aussersolaren Planetensystemen sich einzelne Himmelskörper finden, deren chemische und physikalische Constitution für die Existenzbedingungen der Organismen günstig ist. Auf solchen aussersolaren Planeten dürften sich dann auch irgendwelche Lebewesen vorfinden. Recensent ist für die Belebtheit der aussersolaren Planeten bereits im

¹⁾ Vgl. „Astronom. Nachrichten“ 1896, Nr. 3355. — ²⁾ Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften, mathem.-naturw. Kl. 1893, Bd. 102, Abth. IIa S. 375 ff.

Jahre 1894 in einer kleinen, in der Beilage zur „Augsburger Postzeitung“ Nr. 46 vom 15. November 1894 veröffentlichten Arbeit eingetreten.

Unter den Planeten, bei deren Behandlung im 8. Kapitel auch die allerneueste Litteratur, z. B. Villiger's Untersuchungen über Venusrotation, berücksichtigt sind, ist es nach dem Vf. namentlich Mars, welcher als Wohnplatz für Organismen unserer Erde am nächsten steht. Freilich sind viele Probleme inbezug auf den Planeten Mars noch nicht einwandfrei gelöst! Ich erinnere an die Frage nach dem Wasserdampfgehalt der Mars-Atmosphäre, an die Kanäle und deren Verdoppelung usw. Bei den Ausführungen über das den Saturn umschwebende Ringsystem vermisst Recensent die überaus klaren Arbeiten Seeliger's über „die Theorie der Beleuchtung staubförmiger kosmischer Massen insbesondere des Saturnringes“¹⁾. Bekanntlich sind die Gründe, welche Maxwell für die staubförmige Structur des Saturnringes angibt, nicht stichhaltig. Die Entscheidung der Frage nach dem Aggregatzustand des Ringsystems liegt vielmehr auf photometrischem Gebiete. Die photometrischen Beobachtungen zeigen die staubförmige Structur der Ringe. Dazu kommt noch der nach dem Doppler'schen Princip geführte spectrographische Beweis des amerikanischen Astronomen Keeler.

Bei der „Physik der Kometen“ hätten wohl die experimentellen Arbeiten von Prof. Dr. Goldstein in Berlin über die Kathodenstrahlen im Weltraum Erwähnung verdient. Mit sog. Kathodenstrahlen hat Goldstein viele an den Kometen beobachtete Phänomene experimentell nachgeahmt. Mir scheinen die Versuche Goldstein's für die kosmische Physik sehr wichtig zu sein. — Da die kosmozoische Hypothese von Thomson (jetzt Lord Kelvin) und Helmholtz in neuester Zeit wieder von mehreren Philosophen und Naturforschern verwerthet worden ist, so hat Vf. ganz recht gethan, wenn er genannte Hypothese einer Kritik unterzogen hat. Für das „Problem der Entstehung des Lebens“ leistet besagte Hypothese gar nichts.

Im 10. Kapitel folgen sodann die metaphysischen Erwägungen zu Gunsten des ausserirdischen Lebens. In sehr interessanter Weise führt Herr Prof. Dr. Pohle die metaphysischen Beweise für die Belebtheit der Welten durch. Die Beweise sind genommen aus dem höchsten Weltzweck, aus der Vollkommenheit des Universums, aus der Allmacht und Weisheit Gottes und aus der Ruchlosigkeit des Menschengeschlechtes. Nachdem hier auf Erden so viel Unglaube, so viel Ungerechtigkeit herrscht, liegt die Vermuthung nahe, dass auf anderen Planeten des Weltalls bessere und gerechtere intelligente Geschöpfe von Gott sind erschaffen worden.

¹⁾ Abhandlungen der k. b. Akademie der Wissenschaften. II. Kl. Bd. XVIII. Abth. I, München 1893.

Hierauf werden mehrere Einwände gegen die Belebtheit der Welten von dem Herrn Vf. ausführlich widerlegt.

Im 11. Kapitel wird die Mehrheit bewohnter Welten vor dem Richterstuhl des Christenthums betrachtet. Die Annahme, dass auch auf anderen Himmelskörpern Organismen, namentlich aber intelligente Wesen existiren, verstösst gegen kein Dogma des Christenthums. Was aber das Dogma von der Erlösung des gefallenen Menschen durch den Gottmenschen Christus betrifft, so ist es nicht nothwendig, auch den Sündenfall der auf anderen Himmelskörpern lebenden intelligenten Wesen anzunehmen. So beantworten denn Astronomie und Biologie, Philosophie und Theologie, die sich jedem denkenden Menschen aufdrängende Frage: „Sind die Himmelskörper, wie unsere Erde, Erzeuger und Träger von Leben?“ nur bejahend.

Zum Schlusse kann Recensent den hochw. Herrn Vf. nur beglückwünschen zu einer so wahrhaft schönen und höchst zeitgemässen Arbeit. Das Buch verdient die weiteste Verbreitung unter allen Gebildeten. Für die jungen Theologen mag das verdienstvolle Werk ein Beweis sein, wie unumgänglich nothwendig in unseren Tagen auch für den Gottesgelehrten ein gründliches Studium der mathematisch-naturwissenschaftlichen Disciplinen ist.

Schauffling b. Deggendorf (Bayern).

Dr. M. Maier.

Mensch oder Affe? Kurze Zusammenstellung älterer und neuerer Forschungen über Stellung und Herkunft des Menschen. Von Dr. Joh. Bumüller. Ravensburg. 1900. VI, 91 S. *M.* 1,50.

Unter den durch Darwin's Theorie angeregten Fragen ist die einschneidendste wohl jene, welche sich auf das Verhältniss des Menschen zur Thierwelt und speciell zu der Ordnung der Affen bezieht. Darwin selbst hat in seinem Buche von der Abstammung des Menschen (Deutsche Ausg. von Carus, I, S. 186) bei Beantwortung jener Frage geschrieben:

„Die Simiaden zweigten sich in zwei grosse Stämme ab, die neuweltlichen und die altweltlichen Affen, und aus den letztern ging in einer frühen Zeit der Mensch, das Wunder und der Ruhm des Weltalls, hervor.“

Gegen diesen Satz nun, der bekanntlich von allen entschiedenen Descendenztheoretikern als unantastbares Dogma anerkannt und vertheidigt wird, ist die dem Umfang nach zwar kleine, aber an gediegenem Inhalt dennoch reiche Schrift, die wir hier zur Anzeige bringen, gerichtet.

In einer kurzen Einleitung wird zunächst anerkannt und auch bewiesen, dass der menschliche Körper im wesentlichen ein thierischer Körper sei; aber im Gegensatze zu Darwin und seinen Anhängern werden dann in zwei Theilen zwei Thesen begründet, nämlich diese: I. Der

Mensch gehört systematisch nicht zu den Affen, II. die Wissenschaft spricht auch nicht für die Abstammung des Menschen von dem Affen.

Wir wollen eine gedrängte Uebersicht der Beweisgründe für diese zwei Thesen geben. Der Satz, dass es systematisch in keiner Weise zu rechtfertigen sei, wenn man den Menschen mit den Halbaffen und Affen zu einer Ordnung, derjenigen der Primaten, vereinigen will, wird bewiesen: *a)* aus der Grösse bezw. dem Gewichte des Gehirnes, wobei in erster Linie der absolute Rauminhalt des menschlichen Gehirnschädels mit dem der Affen verglichen, dann das Gewichtsverhältniss von Gehirn und Rückenmark, ferner das Grössenverhältniss der Gehirnhöhle zu den beiden Augenhöhlen und zuletzt das absolute Uebergewicht des Gehirnthelles des Schädels über den Gesichtstheil beim Menschen in Betracht gezogen wird; *b)* man hat auf darwinistischem Standpunkt einen ursächlichen Zusammenhang zwischen dem aufrechten Gang und der Gehirnentwicklung des Menschen zu construiren versucht in der Weise, dass man sagte, jene Affenart, von welcher der Mensch abstammt, sei durch irgendwelche äussere Umstände genöthigt worden, an aufrechten Gang sich zu gewöhnen, der aufrechte Gang aber habe eine grössere Entwicklung des Gehirns nach sich gezogen. Im Gegensatz hiezu wird nun in der hier besprochenen Schrift hervorgehoben, wie Dr. Ranke bewiesen hat, dass die Gehirnentwicklung, wie sie beim Menschen sich zeigt, nicht eine Folge des aufrechten Ganges, sondern umgekehrt der aufrechte Gang eine Folge der menschlichen Gehirnentwicklung sei; *c)* was dann den aufrechten Gang selbst betrifft, so wird gezeigt, dass bei Affen zwar ein aufgerichtetes Gehen vorkommt, aber eine solche aufrechte Stellung, wie sie der Mensch hat, gar nicht möglich sei.

„Der Affe steht nicht aufrecht wie der Mensch; er hat sich zwar aufgerichtet, aber Ober- und Unterschenkel liegen nicht in einer Linie und haben nicht die senkrechte Richtung (wie beim Menschen)“

Am Schlusse des I. Theiles wird auch die in der Sprache und in der Denkhätigkeit des Menschen sich offenbarende Verschiedenheit von der Thierwelt noch als Beweis gegen die systematische Einreihung des Menschen in die Ordnung der Affen geltend gemacht; und im allgemeinen ist das, was hier vorgebracht wird, richtig, aber die Beweisführung ist nicht so exact, wie in den anatomischen Partien, und es werden von den Thieren ein paar Ausdrücke gebraucht, die besser vermieden worden wären. So kommt S. 30 der Ausdruck „Die Beobachtung des geistigen Lebens der Thiere“ usw. vor. Die Thiere haben zwar psychisches, aber — streng genommen — nicht geistiges Leben. Solches haben nur Menschen und Engel. Es wird ferner dem Thiere auch Denkhätigkeit, allerdings nicht dieselbe wie dem Menschen, zugeschrieben und bemerkt:

„Will man dem Thiere das Denken und Ueberlegen ganz absprechen und dasselbe zu einer mechanisch arbeitenden Maschine stempeln, so scheint mir das mit einer objectiven Beobachtung unvereinbar zu sein.“

Hiegegen ist nun zu bemerken, dass man den Thieren das Denken absprechen kann, ohne sie zu Maschinen zu stempeln.

In dem Referat über den Beweis des zweiten Satzes, dass die Wissenschaft nicht für die Abstammung des Menschen vom Affen spreche, können wir uns kürzer fassen. Es werden hier zuerst die verschiedenen Versuche, Uebergangsformen zwischen Mensch und Affe nachzuweisen, geprüft, und deren Unhaltbarkeit aufgezeigt; dann wird bewiesen, dass die höhere Entwicklung des Affentypus nicht etwa zu menschlichen Verhältnissen, zur Annäherung an den menschlichen Typus führt, sondern von diesem sich entfernt; endlich wird aus den Thatsachen der Palaeontologie nachgewiesen, dass die älteste Thierbevölkerung der Erde für eine gesonderte Entstehung der Hauptstämme des Thierreiches und damit auch für eine gesonderte Entstehung des Menschen spreche.

Als formelle lobenswürdige Eigenschaften des Schriftchens verdienen noch erwähnt zu werden eine klare, fließende Darstellung und Hervorhebung derjenigen Punkte, auf die es hauptsächlich ankommt, durch Fettdruck. Sowohl was der Autor beweisen will, als auch die Beweisgründe sind möglichst kurz und klar ausgesprochen. Der Druck ist sehr schön und correct.

Dillingen.

Dr. Fr. X. Pfeifer.

La nouvelle Monadologie. Par Ch. Renouvier et L. Prat.

Paris, Armand Colin. 1899. 8. 546 p. Fr. 12.

Zwei Grundsätze sind es, welche den Verfassern dieser Monadenlehre bei dem Aufbaue ihres Systems stets vor Augen schweben, und welche sie in consequenter Weise zur Durchführung bringen. Der erste besagt: es gibt kein actuelles d. h. vollendetes Unendliches. Daraus schliessen sie — mit welchem Rechte, wollen wir nicht untersuchen —, dass die stetige Ausdehnung, wie sie unseren Sinnen sich darbietet, nicht als existirende Substanz angesehen werden dürfe, dass man vielmehr einfache Monaden annehmen müsse, aus denen die ganze Welt sich zusammensetze. Ferner folgern sie aus dem genannten Principe die Existenz Gottes. Es kann nämlich keine unendliche Aufeinanderfolge von Veränderungen geben; darum gibt es einen ersten Anfang und eine erste Ursache aller Veränderungen, und diese Ursache ist Gott. Aber derselbe Satz, aus welchem die Verfasser das Dasein einer ersten Ursache erschliessen, wird von ihnen dazu benutzt, alles Göttliche an ihr zu zerstören: Es gibt keine actuale Unendlichkeit, also hat auch Gott

kein unendliches Sein, er ist weder ewig, noch unermesslich, noch allwissend, noch allmächtig, kurz der traditionelle Gottesbegriff ist als widerspruchsvoll aufzugeben.

Wie aber sollen wir uns Gott denken? — Die Antwort gibt uns das zweite Grundprincip: Nichts ist absolut, alles ist relativ. Wir dürfen Gott nur das beilegen, was durch sein Verhältniss zur Welt gefordert wird: einen Verstand, welcher die Welt umfasst, die Macht des Willens, welche ihm als der ersten Ursache zukommt, sowie auch die moralischen Vollkommenheiten der Gerechtigkeit und Güte.

Wie verhält sich dieser Gott zur Menschheit? — Die Menschheit wurde erschaffen als eine vollkommene Gesellschaft in paradiesischem Zustande. Es war ein Reich des Friedens und der Gerechtigkeit. Die Natur war ganz den Bedürfnissen des Menschen angepasst und seiner Herrschaft völlig unterworfen. — Die Vff. sind in der Lage, uns über jene Verhältnisse sehr genaue Mittheilungen machen zu können. Sie wissen z. B. zu berichten, dass damals die Materie gleichmässig im Raume vertheilt war, und infolgedessen nicht das heutige Gravitationsgesetz bestand, welches die Menschen einem beständigen Zwange unterwirft und unzählige Gefahren mit sich bringt, sondern die Grösse der Massenanziehung dem Abstände von dem einen allgemeinen Centrum direct proportional war.

Was hat jener Zeit ein Ende bereitet? — Ein allgemeiner Sündenfall. Vom Stolze verblendet und begierig die Freiheit des Willens zu bethätigen, begannen die Menschen die Pflichten der socialen Gerechtigkeit zu verletzen, indem ein jeder unbekümmert um das Wohl der Gesammtheit nur nach eigenem Vortheile strebte und ohne Mitleid mit dem Unglücke des Nächsten nur auf die Befriedigung seines Hochmuthes bedacht war. So wurde nach und nach das ursprüngliche Reich des Friedens und der Gerechtigkeit zerstört. Hand in Hand mit dem moralischen Verfall der Menschheit ging eine Umwälzung in der Natur, die sich immer der Herrschaft des Menschen entzog. Die gleichmässige Stoffvertheilung wurde gestört, es entstanden mächtige Riesenkörper, durch deren Zusammenstoss sich jener Urnebel bildete, aus welchem nach der Kánt-Laplace'schen Theorie die Sonne mit ihren Planeten hervorging. — Nunmehr begann nach dem Willen Gottes auf unserer Erde für die Menschheit eine Zeit des Elendes und der Erniedrigung. Durch geduldig ertragenes Leiden soll sie nämlich die verlorene Vollkommenheit wieder erlangen. Weil jedoch die meisten Menschen bei ihrem Tode von diesem Ziele noch weit entfernt sind, so muss man nach dem irdischen Leben eine neue Prüfungszeit auf einem anderen Planeten annehmen, und so werden Wiedergeburt und Tod auf einander folgen, bis endlich für alle ohne Ausnahme der Läuterungsprocess vollendet ist.

Dann werden alle mit einander vereinigt, wieder des ursprünglichen Glückes theilhaftig werden und zwar diesmal mit der Gewissheit, es nie wieder zu verlieren. Der Gegenstand ihrer Glückseligkeit besteht nicht etwa in der Anschauung Gottes, welche die Vff. für langweilig halten, sondern in der Schönheit der Natur, den Freuden der Freundschaft und Liebe und dergl. mehr. —

Das ist die „Neue Monadenlehre“, von welcher ihre Vff. glauben, dass sie den ganzen Wahrheitsgehalt des Christenthums in sich berge, ohne aber an den Widersprüchen desselben zu kranken. Sie geben darum der Kirche den Rath, die Wege ihrer Philosophie einzuschlagen, dann werde das von so vielen Gebildeten verlassene Christenthum einer neuen Blütheperiode entgegengehen.

Es sind dies nur einige Proben, die wir aus dem umfangreichen Werke gegeben haben. Aber diese Proben genügen, um den wissenschaftlichen Werth und den Geist des Buches hinreichend zu kennzeichnen. Weitere Kritik ist überflüssig.

Freiburg i. B.

Ed. Hartmann.

La philosophie thomiste pendant les années. 1888—1898. Par Domet de Vorges. Paris, Société Bibliographique. 1899. 25 S.

Der durch eine Reihe philosophischer Werke selbst rühmlich bekannte Vf. liefert hier einen gedrängten Bericht über die Erfolge der neuesten Scholastik in den verschiedenen Ländern der alten und der neuen Welt. Eine lange Reihe glanzvoller, auch bei Gegnern geachteter Namen von Verfassern gründlicher, den Bedürfnissen der Zeit entsprechender Werke tritt hier vor uns auf. In einer grossen Zahl ausschliesslich oder vorzugsweise philosophischer Zeitschriften, in wissenschaftlichen Gesellschaften, auf mehreren katholischen Universitäten oder doch einzelnen, auf protestantischen oder paritätischen Hochschulen eigens errichteten Lehrstühlen findet die scholastische Philosophie eifrige Pflege. Mit Freuden sehen wir, dass Deutschland mit seinen Leistungen eine der ersten Stellen einnimmt (S. 5—10). — Auch die durch den Tod hervorragender Philosophen erlittenen Verluste sind verzeichnet.

Angesichts der errungenen Resultate einerseits und der intellectuellen Anarchie auf der anderen Seite, welche so grosse Aehnlichkeit mit dem Zustande der griechischen Philosophie zur Zeit der Sophisten aufweist, hegt Vf. die Hoffnung, es werde das kommende Jahrhundert den vollen Sieg jener Philosophie sehen, deren hervorragendster Vertreter der hl. Thomas ist.

Fulda.

Dr. Jos. Dam. Schmitt.